

Verlag Bibliothek der Provinz

Heinz Ammerer
DER ALTE MANN
UND DER INN

Anglerlatein

Heinz Ammerer
DER ALTE MANN UND DER INN
Anglerlatein

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-454-4

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Therese Eisenmann »Fische«, Kaltnadelraierung überarbeitet
aus dem Katalog »bewegt« – www.therese-eisenmann.com



PROLOG

Allenthalben hört man, dass Angler über besondere Lateinkenntnisse verfügen. Diese mögen mehr oder weniger die binomische Nomenklatur des Carl von Linné betreffen, nach der die Schleie etwa *tinca tinca*, der Hecht aber *esox lucius*, der Wels oder Waller hingegen *silurus glanis* und der Bachsaibling wiederum *salvelinus fontinalis* genannt werden. Nur ist es damit beileibe nicht getan, denn weit darüber hinaus scheint das Latein der Angler es ihnen zu ermöglichen, etwa Geschichten von wenigstens glaubwürdiger Fragwürdigkeit, jedenfalls aber fragwürdiger Glaubwürdigkeit allen Ernstes als wahr und wirklich auszugeben.

Da wird doch glatt von einem Karpfen erzählt, der das Gewicht eines Menschen auf die Waage gebracht oder von einem Hecht, der eineinhalb Meter Länge erreicht habe. Waller steuern sogar noch unglaublichere Maße in Gewicht und Länge bei. Aber nicht nur die schiere Körperlichkeit, auch das Verhalten der Fische liefert den Stoff zweifelhafter Schilderungen. Selten sind diese Narrationen lustig, meistens wollen sie frappieren, gelegentlich verstören sie, wie beispielsweise die folgende:

Ein acht Jahre altes Kind hatte einen Blinker, an dem noch ein Stück Angelschnur hing, in spielerischer Absicht an seinen großen Zeh gebunden, um ihn, bäuchlings auf seiner Luftmatratze paddelnd, hinter sich durchs Wasser zu ziehen. Da kam eine Seeforelle, biss am Blinker an und zog das Kind von der Matratze. Das abgängige Kind wurde überall vergeblich gesucht. Am nächsten Tag hielt ein Taucher Nachschau im See. Er fand Kind und Forelle beide tot und verbunden durch die Angelschnur in nur vier Metern Tiefe. Da hinunter musste die Forelle wohl geflohen sein, das Kind, das angeblich schwimmen hatte können, mit sich nehmend und ersäufend. Der Fisch war

durch die Angelleine und den Haken des Blinkers an das Menschenwesen gefesselt und deswegen in seiner Atmung so behindert, dass auch er erstickte.

Ein anderer Bericht gibt zum Besten, dass einem Angler, der einen gerade gefangenen kleinen Hecht beim Einholen im ufernahen Wasser schon zu sehen bekommen hatte, ein dreimal so großer der gleichen Art seinen Fang streitig machte. Der große Hecht unternahm nämlich eine Attacke auf den kleineren und verschlang ihn in einer kurzen Weile, die ihm der Fischer gerne zugestand, wurde also vom Räuber zur Beute.

Man kann von Wallern hören, die, am Haken hängend, das Schlauchboot mitsamt den Fischern stundenlang und in alle Richtungen herumgezogen haben sollen, bis es ihren Fängern mit allergrößter Mühe gelang ans Ufer zu rudern, so einen festen Angelpunkt zu gewinnen und dadurch die Fische endlich aus dem Wasser zu holen.

Einmal, so heißt es, fand man im Bauch so eines kapitalen Wallers die sterblichen Überreste eines Dackels. Jahrhunderte davor soll sogar ein ins Wasser gefallenes vierjähriges Kind von einem solchen Fisch gepackt, auf den Grund gezogen und verschlungen worden sein. Dieses Wassertier war, wie am Ende des Berichts erwähnt wird, so stark und schwer, dass trotz vieler Versuche, das Ungeheuer zu fangen, selbiges nie gelang, weil das Biest sich einfach auf den Grund des Flusses gelegt und jeder Kraftanstrengung widerstanden, jede Angelleine zerrissen haben soll. Kurzum es war nicht dranzukriegen.

Die folgende Geschichte ist nicht eine, die dem Leser ersparen, aber auch nicht eine, die ihm nahe legen will, zwischen Wahrheit und Unwahrheit unterscheiden zu sollen. Freilich, so verständlich einerseits das Interesse an Wahrheit auch sein mag, ist doch die Unwahrheit andererseits nicht selten unterhaltsamer. Indes, was die wenigen lateinischen Wörter betrifft, rechtfertigen sie keinesfalls den Schluss, dass es sich beim Erzählten jedenfalls

um Anglerlatein handle. Gewisse Wahrheiten sollten in ihm wohl vorhanden sein, daran wenigstens darf kein Zweifel bestehen.

INTROITUS

Heinrich Angerer war ein aus gesundheitlichen Gründen früh pensionierter Lehrer, dessen alltägliche Naivität ausreichte, um von der Tatsache angetan zu sein, dass sein persönliches Pensionsantrittsalter das durchschnittliche um vierzehn Monate überstieg.

Jetzt aber, sagen wir, es wäre gerade Anfang Mai, überstieg er selbst den Damm, der den unteren Inn an seinem Südufer zwischen Antiesenmündung und Suben auf weiten Strecken begleitet. Nur dort, wo ein Bächlein in den Fluss mündet, nimmt die Höhe des Damms bis auf zwei Meter über dem Normalniveau des langsam strömenden Innwassers ab. Seine Krone trägt einen asphaltierten Weg, der sich von durchbrechenden Baumwurzeln, Frostaufbrüchen und wuchernden Gramineen stellenweise arg malträtiert zeigt. Spaziergänger, Läufer und Radfahrer nutzen diesen Kurs, der sie unter teils großen, alten Bäumen, in optisch ansprechendem Ambiente zur jeweiligen Bewegungsart animiert.

Leider hat die Gegend durch die Nähe zur Autobahn nichts Idyllisches an sich, im Gegenteil: Der Lärm der vorbei brausenden Fahrzeuge ist an bestimmten Stellen nahezu unerträglich. Wenn man aber den Damm auf einer der wenigen kleinstufigen, schmalen Treppen zum Fluss hinabsteigt, ihn sozusagen hinter sich emporwachsen lässt, dämpft er die lauten Fahrgeräusche beträchtlich. Man befindet sich dann auf einer Uferverbauung aus Beton, etwa einen Meter über dem Wasser. Der Blick kann weit schweifen, von der Autobahnbrücke in Suben bis zur Antiesenmündung und weiter. Das gegenüberliegende bayerische Ufer erfreut das Auge durch seine üppige Vegetation und die Abwesenheit zivilisatorischer Brutalitäten, wie etwa des Betonsaums der österreichischen Seite. Immerhin spricht ihre leichte Erreichbarkeit für letztere.

Angerer hatte in diesem Frühjahr zeitig mit dem Radfahren begonnen und ab und zu die besagte Strecke gewählt. Wenige Male hatte er bei Gstötten eine kleine Pause gemacht und war das Treppchen hinunter gestiegen, um die Aussicht über den Fluss, den Anblick der Strömung aus nächster Nähe, ja sogar den schwachen Duft des Innwassers zu genießen. Trotz der beschriebenen Mängel akustischer und optischer Art war er angezogen von der Aura des Ortes, nicht zuletzt wegen der Abwesenheit anderer Menschen: Nie hatte er erlebt, dass ein ihm fremdes Individuum auf dem Beton am Fluss saß oder ging. Übrigens, was heißt hier schon Fluss? Genau betrachtet handelt es sich ja um eine Staustufe des Inns, woraus sich auch dessen langsame Fließgeschwindigkeit und die Breite der Wasserfläche erklärten.

Unter den so genannten Petrijüngern war der Gewässerabschnitt als »Weylandfischwasser« bekannt, aber auch sie mieden die verbauten Abschnitte und angelten an den wenigen Stellen, an denen sandiger Boden, bewachsen mit Weiden, Schilf, Schwertlilien, Hahnenfuß, Sumpfdotterblumen und anderem Grünzeug sachte ins Wasser abfiel, um dann plötzlich in die Tiefe abtauchend unsichtbar zu werden.

Keine Menschen auf dem Beton, auch keine fischenden! Angerer setzte sich auf die viertletzte Stufe und stellte seine Füße auf die letzte über der Wasseroberfläche. Heute war er kurz entschlossen mit dem Auto gekommen, weil er an Ort und Stelle über eine Idee nachdenken wollte, die sich ihm, im eigenen Garten bedacht, nicht recht erschließen und entwickeln lassen wollte.

Sie war ganz einfach und ungefähr durch die Frage auszudrücken, wieso sich das Fischen auf große Beute, seien es Hecht, Zander oder gar Wels an diesem Gewässerabschnitt denn nicht lohnen sollte. Zwar war das Ufer betoniert, das hieß aber gar nichts für die Beschaffenheit des Flussgrundes schon ein paar Meter in Richtung der

Flussmitte. Die Sohle des Gewässers sah ein wenig weiter draußen bestimmt genau so aus, wie auf Höhe der naturbelassenen Stellen, an denen sich die Angler einfanden. Außerdem gefiel ihm die Vorstellung, dass der Mangel an Fischern Ruhe nicht nur für ihn, sondern auch für die Schuppentiere bedeutete, und er verstieg sich sogar zu der Annahme, die Wasserbewohner könnten das nicht befischte Areal als Rückzugsgebiet erkannt und erwählt haben. Wie zum Beweis der Richtigkeit seiner Überlegungen übersprang in diesem Moment ein Weißfisch die obere Grenze seines Elements und landete einen halben Meter weiter wieder darin, ein saches Klatschen erzeugend. »Es gibt hier also auch Futter für die Räuber«, war der augenblicklich gefasste Gedanke. Der nächste war der definitive Entschluss, es hier mehrere Male mit schwerer Spinnfischerei zu versuchen.

Heinrich Angerer nahm beide Arme nach hinten, stützte seine Hände auf den sonnenwarmen Beton, hob den Kopf, schloss die Augen und dachte an richtig große Fische. Schon in jungen Jahren hatte er mit der Sportangelei begonnen und er konnte sich immer noch in der lebendigsten Weise an seine ersten Erfolge als kleiner Fischer erinnern.

So sah er sich mit seiner Bambusgerte und der billigen Spinnrolle, die »Made in Italy« war, auf dem Schwemmkegel des Bächleins, das in der damaligen, südwestlichen Peripherie der Marktgemeinde Mondsee in das gleichnamige Gewässer mündete, ein wenig breitbeinig stehen und die mit dem auf den Haken gespießten Wurm, Kugelblei und Schwimmer ausgestattete Nylonschnur mit zügigem Schwung so weit wie möglich in den See werfen. Das strömende Bachwasser trug den Schwimmer noch ein wenig weiter auf die Seeoberfläche hinaus, sodass er für den Zehnjährigen wegen seiner sich langsam entwickelnden Kurzsichtigkeit kaum mehr wahrnehmbar war. Immerhin konnte er mit Mühe das Abtauchen des Korkens sehen,

einen Anhieb setzen und in der Folge ein beachtliches Rotauge ans Ufer ziehen. Seine stolze Aufregung, die der an der Leine reißende Fisch verursacht hatte, gesteigert durch die Einsicht, dass er dem Tier wohl oder übel gleich das Leben nehmen musste, wollte er die ganze Geschichte zu Ende bringen, den Fisch also in die Pfanne und des weiteren in seinen Magen, wick jetzt kühler Beurteilung und planmäßigem Handeln.

Er zog das auf dem Boden zappelnde Tier noch ein Stückchen weiter von der Wasserlinie weg ans Land in Richtung seines abgelegten Anoraks und entnahm diesem ein Fahrtenmesser mit schwerem Griff, während der Fisch trotz heftigster Schwimmbewegungen in der viel zu dünnen Luft nicht vorankam, sondern nur in kleinstem Umkreis mit seinem Kopf und seiner Schwanzflosse den feinen Kies peitschte. Der Junge ergriff ihn beherzt mit der Linken, und drückte ihn mit dem Bauch auf den Boden, während die Rechte die Messerklinge vorsichtig fasste und dem sich immer noch windenden Tier den aus Lederscheiben montierten Griff, so heftig er konnte, zwei-, dreimal auf den Hinterkopf schlug. Das Zucken des schleimigen Körpers ließ augenblicklich nach, nur die Lippen öffneten und schlossen sich noch wenige Male, bis sie nach einem letzten Versuch, Wasser für die Kiemen zu schnappen, Ruhe fanden.

Der Kampf war vorbei und so konnte der kleine Fischer den Haken mit ein wenig Mühe aus dem Fischmaul entfernen. Die Beute landete in einer Plastiktüte, ein frischer Wurm wurde auf den Haken gezogen, die Angel ausgeworfen, der Schwimmer vom treibenden Bachwasser in den See geschwemmt, da kam ein anderer Fischer auf die Kiesfläche.

Seine Ausrüstung ließ ihn als Routinier erscheinen, hatte er doch mehrere Fischgerten und nebst einem Rucksack noch einen kleinen Koffer dabei. Heinrich nickte verhalten und begrüßte den Ankömmling mit einem zag-

haften »Petri Heil!« Der etwa doppelt so alte Angler erwiderte scheinbar belustigt, weil grinsend: »Petri Dank«. Dies irritierte den Jungen, denn er verband mit dem vom großen Onkel des Vaters mehrfach empfohlenen Fischergruß »Petri Heil« durchaus Ernsthaftigkeit und respektables Verhalten, keineswegs aber etwas zu Belächelndes oder gar Lächerliches.

Nun begab sich folgendes: Während der junge Mann geschickt eine Grundangel und eine Angel mit Schwimmer montierte, die Haken mit ein wenig Teig beköderte und sogleich mit elegantem Schwung unglaublich weit auswarf, schien es Heinrich zweimal, als hätte bei ihm ein Fisch angebissen. Er setzte also einen Anhieb, merkte aber sofort, dass nichts als der Köderwurm am Haken hing und zog die Leine enttäuscht viel zu hastig ein. Die Rolle »Made in Italy« machte dabei, wie bisher, ein knarrendes Geräusch, das in der Stille des Ortes nicht zu überhören war. Nach dem ersten Fehlversuch prüfte der Junge den Köder, befand ihn für noch ausreichend und setzte zu einem besonders beherzten Wurf an, der in der ersten Sekunde perfekt zu gelingen schien, dann aber durch das unbeabsichtigte Umklappen des Fangbügels der Stationärrolle ein jähes Ende fand. Das Blei hatte die Leine so schön nach draußen gezogen! Als sie jedoch durch den Schnurfangbügel in der abruptesten Weise am Abrollen gehindert wurde, zerrte es so an der Rutenspitze, dass Heinrich sein rechtes Handgelenk ein wenig schmerzte. Er beließ die Angel am erreichten Punkt, gab die Schnur so schnell wie möglich wieder frei und beobachtete, wie das strömende Wasser des Bächleins den Schwimmer mit sich nahm. Wenige Augenblicke später schien schon wieder ein Fisch anzubeißen, denn das rote Korkstückchen stellte sich nicht senkrecht zum Wasserspiegel, sondern driftete zuckend, einen Bogen beschreibend, bald nach rechts, dann wieder nach links. Jeder halbwegs erfahrene Angler hätte die Ursache sofort erkannt: Das Blei war im

seichteren Wasser bis zum Grund gesunken, die zuckende Bogenbewegung des Schwimmers war nichts anderes als eine Folge der Strömung!

Heinrich aber setzte wieder einen Anhieb, holte die Angelschnur hastig ein, merkte, dass kein Fisch gebissen hatte, musste zur Kenntnis nehmen, dass nur mehr ein winziges Stückchen des Köderwurms am Haken hing und legte die Fischgerte auf den Boden. Erneut hatte die Rolle das knarrende Geräusch von sich gegeben, die Peinlichkeit der Situation akustisch verschärft.

Da trat der andere Fischer heran und hob Heinrichs Rute auf. »Schau her!« sagte er unwirsch. »Mit diesem Hebel kannst du die Rücklauf Sperre ausschalten.« Er deutet erst auf einen kleinen silbrigen Blechstreifen auf dem Rollengehäuse, dann legte er ihn um. Er schwang die Rute, gab die Schnur frei und warf ohne Anstrengung die unbeköderte Angel weit aus, um sie sogleich geräuschlos mit ruhigen Umdrehungen wieder aufzuwinden. »Probier's aus! Du machst sonst unnötig Krach! Das geht mir auf die Nerven.« Er hielt Heinrich die Rute hin. Der nahm sie, konnte aber dem direkten Blick des anderen nicht standhalten. Er nickte, sprach ein heiseres »Ja« und ließ die Augen auf dem kleinen Hebel hängen, von dessen Wirkung er eben erfahren hatte.

Heinrich legte die Angel wieder auf den Boden, entnahm der alten Margarineschachtel, die, mit Erde gefüllt, ihm als Wurmbehälter diente, einen neuen Köder und zog ihn auf das Stahlhäkchen. Das geringelte, sich wild schlängelnde Lebewesen verschleimte seine Fingerspitzen, leistete aber erfolglosen Widerstand. Der Junge wollte diesmal alles richtig machen und schwor sich, jede unbedachte Handlung zu unterlassen: Er ging zunächst ans Wasser und wusch gründlich seine Hände. Nicht ein einziger schleimiger Erdkrümel sollte seine Ausrüstung beschmutzen! Er warf die Angel aus und es klappte prima. Der Schwimmer wurde vom Bachwasser seewärts getragen, bis

Heinrich ihn gerade noch wahrnehmen konnte und den Schnurfangbügel umlegte. Der Kork richtete sich auf, der kleine Fischer war zufrieden. Er spähte unauffällig zu seinem Nachbarn, ob dieser sein tadelloses Tun wohl wahrgenommen habe, musste sich aber mit dessen nichts sagender Kehrseite begnügen, denn der hatte sich auf den Kies gesetzt, mit dem Rücken zu ihm und beobachtete seine eigenen Angeln.

Nichts passierte und zwar so lange, bis Heinrich nach einem Blick auf seine zur Kommunion geschenkte Armbanduhr hastig die Angel aufhob, die Schnur diesmal leise einholte, den Köder vom Haken streifte und rasch seine Utensilien zusammenpackte, um sich eiligen Schrittes nach Hause zu begeben. Es war höchste Zeit! Er hatte seine Rückkehr um sechs Uhr vereinbart. Ohne den zügig durchwanderten Straßen, den sie säumenden Grundstücken, Häusern und Gärten, sogar den wenigen entgegenkommenden Passanten Beachtung zu schenken, strebte er, die Rute wie einen Wegweiser in Richtung seines Fortschritts haltend, der Villa des Onkels zu. Dieser korpulente, ausnehmend lustige und freundliche alte Herr hatte die Eltern zu einem kurzen Ferienaufenthalt eingeladen. Seine Witze brachten sogar die Mutter zum Lachen, sogar die Mutter, die selten lachte!

Beim Heimgehen fragte sich der Junge, wie es hatte sein können, dass ihm der Vater die Sache mit der Rücklaufsperrung nicht gezeigt hatte, warum der Verkäufer ihm vor zwei Tagen nicht erklärt hatte, wie die Rolle funktionierte. Der Verkäufer hätte das tun sollen, Vater war ja kein Fischer! Der hatte zurzeit wieder Probleme mit seinem zerschossenen Bein und wollte sich in der nächsten Woche in München operieren lassen. Immer wieder kamen winzige Knochensplinter eitrig an die von tiefen Narben gezeichnete Oberfläche. Das Knie war seit dem Krieg steif.

Während Heinrich in den Gartenweg zur Villa einbog, musste er an die kleine grüne Pappschachtel denken, deren

Inventar ihn schaurig berührte. Sein Vater hatte ihm ihren Inhalt schon vor langer Zeit zum ersten Mal gezeigt. Er bestand aus gelblichen, mit braunen Flecken gesprenkelten Knochensplintern und kleinen, aber schweren Eisenstücken. Das alles hatte man dem armen Mann schon vor über fünfzehn Jahren aus dem Oberschenkel geholt, aber es war nie genug gewesen: Jeweils nach fünf Jahren begann das Fleisch zu rebellieren und er bekam furchtbare Schmerzen und Fieber. Heinrich konnte sich noch dunkel daran erinnern, dass er einmal als Fünfjähriger streng dazu ermahnt worden war, den im Bett liegenden Vater in Ruhe zu lassen.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, öffnete er die Kellertür an der Rückseite des riesigen Hauses und betrat den kühlen, ein wenig muffigen Raum, in dem er sein Angelzeug aufbewahren sollte. Er stieg die Treppe in das Erdgeschoß hinauf und wandte sich nach links zur Küche. Dort fand er die Eltern ganz nah beieinander am Esstisch sitzen. Vater zog schnell seinen rechten Arm von der Schulter der Mutter, beide begrüßten ihn mit sich aufhellenden Mienen und der gespannten Frage, ob er denn etwas gefangen habe. Er wies den Plastiksack mit seiner Beute vor und freute sich, stolz über die anerkennenden Bemerkungen. »Hast du ihn schon ausgenommen?«, fragte sein Vater, der, als Heinrich verneinte, gleich ein kleines Taschenmesser aus dem Hosensack zog und zum Spültisch vorausging. Er setzte die immer rasiermesserscharf gehaltene Klinge am After des Fisches an und öffnete dessen Körperhöhle mit einigen zügigen Schnitten bis kurz hinter die Kiemen. Sogleich quollen zwei Darmschlingen aus der klaffenden Höhlung. Der ganze blutige Inhalt des Fischbauchs wurde im Spülbecken entfernt und sammelte sich über dem Lochblech im Ausguss. Heinrich wurde angewiesen: »Gib die Eingeweide in einen Suppenteller und wirf sie ins Klo!« Die Mutter hatte sich entfernt, kehrte aber nach der Prozedur des Schuppens zurück und stellte die seltsame Frage,

ob der Bub den Fisch denn wirklich essen wolle. Als dieser »Klar!« sagte und sein Vater meinte, er nehme sich der Sache an, verschwand sie mit der Bemerkung, sich hinlegen zu wollen und kam auch nicht wieder.

Der weitere Abend verlief angeregt, da Heinrich, näher befragt, sein Angelabenteuer detailliert zum Besten geben konnte. Unter anderem beschrieb er die Bedeutung des kleinen Hebels an der Spinnrolle, lief geschwind in den Keller und holte die Angelrute, um die Wirkung der beiden Einstellungen vorführen zu können, erwähnte freilich mit keinem Wort die Belehrung durch den anderen Fischer, da sie ihm blamabel erschien, fand aber bemerkenswert, dass der Verkäufer gar nichts erklärt hatte. In Butter kurz gebraten schmeckte das Rotauge herrlich, allein die vielen kleinen Gräten waren lästig und das scheinbare Desinteresse der Mutter kümmerte ihn.

Mit kaum wahrnehmbarem Lächeln, beinahe nicht zu unterscheiden von einem unverwandten Blick ins Leere, erinnerte sich Heinrich Angerer darüber hinaus, dass ihn sein Vater an jenem Abend davon in Kenntnis gesetzt hatte, dass er bald, schon in dreieinhalb Monaten, ein Geschwisterchen bekommen würde, dass sie dann also zwei Kinder sein würden, und dass dies folglich bedeutete, mit Rücksicht und Artigkeit Dinge teilen zu müssen, auch die Zuwendung der Eltern.

Das Rotauge war sein erster Fisch gewesen, aber freilich folgten im selben Sommer noch ein stattlicher Barsch, ein weiteres Rotauge und eine Laube, die beinahe zwanzig Zentimeter lang war: Alle von ihm aus dem Mondsee gezogen! Gleich in ihrer Glitschigkeit, ähnlich in ihrer Form, unterschieden sich die Fische in Farbe und Zeichnung und während Rotauge und Laube leicht zu bewältigen waren, lernte der junge Fischer die Wehrhaftigkeit des Barsches kennen: Ein Stachelstrahl der Rückenflosse drang in seine Handfläche und ein Stachel des Kiemendeckels stach ihn beim Lösen des Hakens in den linken Daumen.

Beides war schmerzhaft, worüber der Junge aber schwieg. Auch die weiteren Schicksale der Fischleichen waren unterschiedlich: Während die Laube in Butter gebraten und mit Genuss verspeist wurde, war das Rotauge ein auf dem Fensterbrett gefundenes Fressen der Katze: Schließlich wollte die Mutter nicht, dass der Fisch im Külschrank läge und schlecht röche, also hinaus damit vors Fenster! Anderntags fand Heinrich das zur Hälfte abgenagte Skelett neben der Kellertür am Fuß der Hauswand liegen, was weder einen schönen Anblick, noch ein gutes Gefühl verursachte. Dem Barsch aber, und mit ihm dem kleinen Fischer, erging es noch schlechter:

Da in diesen Tagen auch die geliebten Großeltern ihre Sommerfrische in Mondsee verbrachten, bot es sich an, dass Heinrich, dessen Eltern nach München zurückkehren mussten, bei ihnen bleiben konnte. Als er eines Abends mit dem Barsch vom See in die bescheidene Ferienresidenz der Eltern seiner Mutter zurückkam, – es handelte sich um einen Bauernhof mit Fremdenzimmern, – sollte er sehr bald am ratlosen Gesicht der Oma merken, dass sich das weitere Geschehen schwierig gestalten würde. Wo den Fisch ausnehmen und zubereiten? Das war die nicht zu beantwortende Frage! Natürlich konnte man dem Dilemma nur kurz entkommen, indem der Fang aus dem Plastikbeutel geholt, letzterer auf dem Fensterblech ausgebreitet und das schleimige Wesen darauf platziert wurde. Der Großvater schien schon zu wissen, dass darin kein Heil lag, denn er beäugte den Vorgang skeptisch. So sehr er seinen Opa liebte, mochte Heinrich in solchen Dingen keinerlei praktische Hilfe von diesem Mann erwarten. Weder ein scharfes Taschenmesser hatte er, noch die Bereitschaft, die Pensionswirtin zu fragen, ob sie etwa den Barsch ausnehmen, schuppen und in die Pfanne hauen könne. Der aber lag zur Freude der Wespen, deren Nest sich nur wenige Meter entfernt und bisher unbeachtet unter dem Dachvorsprung befand, einen Abend, eine Nacht und einen frühen Morgen lang auf dem Fensterbrett.

Als Heinrich anderntags, gleich nach dem Aufstehen, seinen Fang inspizierte, traute er seinen Augen nicht: Die stechenden Biester hatten beinahe ein Drittel des Schuppentiers zernagt und abtransportiert! Zu mehreren umschwärmten sie in unstemem Flug ihre Beute und setzten erbarmungslos ihren Raub fort. Als besonders unwürdig erschien dem Jungen, dass sie sich kurz hinter dem Kopf bis tief zur Wirbelsäule gefressen hatten. Als der Großvater hinzu kam, die Wespen sah, das Malheur und vor allem die Gefahr erkannte, zog er den Enkel mit festem Griff zurück und schloss das Fenster augenblicklich. »Diesen Fisch kann man ohnedies nicht mehr essen!« waren seine ersten Worte. Mit unglücklichem Gesicht stellte er dann fest, dass man die Schweinerei aber auf jeden Fall beseitigen müsse, man könne das keinesfalls dem Zimmermädchen überlassen. Die Großmutter hatte das Fenster wieder geöffnet, mit einer Zeitung, die sie wie einen Fächer schwang, die Wespen soweit bedrängt und auf Distanz gebracht, dass sie Plastiksack und Barsch ins Zimmer holen konnte. Großvater stürzte förmlich hinzu und schloss das Fenster, vor dem sich erneut viele der schwarzgelben Insekten sammelten. Zwei der Tiere waren in das Zimmer geraten und drifteten erregt summend an der Scheibe auf und ab. Die Großmutter legte Plastiksack und Fisch auf den Boden, nahm wieder die Zeitung und erschlug eine nach der anderen. Damit endete die akute Aufregung.

»Der stinkt schon«, sagte Heinrich, »Den kann man wirklich nicht mehr essen.« »Ins Klo können wir ihn nicht werfen, sonst gibt es womöglich eine Verstopfung«, meinte Opa. »Am besten auf den Misthaufen!«, schlug Oma vor.

So kam es, dass der kleine Petrijünger die geschändete Fischleiche in Klopapier wickelte und hinunter zum Misthaufen des Bauernhofs trug, mit raschen Blicken erkundend, ob er beobachtet würde. Er trennte sich so unauf-

fällig wie möglich von seiner zur Bürde verkommenen Beute. Auch fand er einen kurzen Stecken, mit dem er einen Brocken Kuhscheiße auf das weiß leuchtende Päckchen wälzen konnte, während seine Großmutter die fischige Plastiktüte im Waschbecken abspülte, mit Klopapier trocknete und in den Mülleimer warf. Großvater wiederum fand sich durch den, wenn auch schwachen, doch hartnäckigen Geruch im kleinen Badezimmer, dem Überbleibsel des Erlebten, noch bis zum Nachmittag in seiner Meinung bestätigt, dass man mit Fischen möglichst nur in einem anständigen Speiselokal zu tun haben sollte.

HEINZ AMMERER

In Graz am 4. Juni 1950 geboren – nach viereinhalb Jahren mit meiner Mutter dem Vater nach München gefolgt. Dort Schullaufbahn und Studium der Kunsterziehung an der Akademie der Bildenden Künste und der Philosophie an der LMU – 1980 Aufnahme der Berufstätigkeit in Passau.

Ab 1982 Arbeit am Gymnasium Schweiklberg, Vilshofen, in den Fächern Kunsterziehung, Technisches Zeichnen und Schulspiel – ab 1995 am Gymnasium Schärding in den Fächern Bildnerische Erziehung, Technisches Werken und Schulspiel.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien